Geld zu haben. So seid Ihr Männer. Immer nur das Geld mit beiden Händen hinaus werfen! Uns aber wird jeder Pfennig nachgerechnet und bei jeder Gelegenheit Krach gemacht. Aber statt mir dankbar zu sein, daß ich den breiten Weg gemacht, daß ich mir für Dich den Mantel zerrissen habe und alles das, nur um Dir Dich Geld zu sparen, noch Vorwürfe! Das ist der Dank."

Frau Eberhard war ihrem Mann böse. Von Stund an. —

Siehe das ist eine wahre Geschichte.

Darum: „Wer sich selbst rasieret, der tut gut. Wer sich aber nicht selbst rasieret, der tut besser.

—o—

Die Millionen in den Wolken

Skizze von Paul Burg.

Ich vertrete den Amtsvorsteher in dem kleinen neumärkischen Nester.

Wenn ich durch das Dorf gehe, komme ich an einer Bank vorüber, die unter einer weitästigen Linde den Tag verträumt. Und eine alte, verhärmte Arbeiterfrau sitzt unter der Linde, ins Weite blickend. Jedesmal steht sie auf, mich zu grüßen. Ich kenne sie nicht, aber ich erstaune immer wieder vor ihrem ehrfurchtsvollen Gruße.

Heute erschien sie in meiner Amtsstube und fragte nach ihrer Tochter Valeska. „Die hat noch nicht geschrieben!" bedeutete ihr kurz der Amtsdiener und schob sie aus der Tür.

„Ja, was ist denn? Was hat denn die Frau?" fuhr ich auf, als ich ihre Tränen sah, und hielt sie zurück. „Was ist mit Ihrer Tochter Valeska?"

Sie gab keine Antwort, deutete nur stumm auf ein dickes Aktenstück im Regal. Ich hatte ihm noch nie Beachtung geschenkt. Verstaubt lag es. Aber nun zog ich es doch hervor und wog es unschlüssig in der Hand, während die weinende Frau das Zimmer leise und unbemerkt verließ.

Ich habe mich in der dickleibigen Akte bis zum Abend festgelesen und verstehe jetzt die Frage und die Tränen der Frau, die ihre Tochter Valeska sucht. Vor Jahrzehnten ist sie aus Polen als Sachsengängerin zugleich mit ihrer Schwester im Dorfe angekommen und hat Dienst genommen. Die Schwester verlor sich aber bald in der Stadt. Nach den Akten hat sie dort einen fremden Kerl kennen gelernt, der ihr Liebe heuchelte und sie ins Ausland verschleppte. Dort ist sie lange von Hand zu Hand gegangen, schließlich in Nordamerika an einem ehrlichen Manne hängen geblieben, der sie heiratete. Die Beiden brachten sich hoch und kamen zu Wohlstand. Nun schrieb sie ihrer Schwester endlich, die Arbeiterfrau hier im Dorfe geworden war, aber ihren Mann schnell durch einen Unfall verlor und sich als Tagelöhnerin ihr Brot sauer verdiente. Brief um Brief kam und wurde in die Truhe gelegt, denn die Empfängerin konnte weder lesen noch schreiben. Aber sich von Fremden diese Schwesternbriefe aus Amerika vorlesen zu lassen, davon hielt die Tagelöhnerin immer ein gewisses unklares Fühlen ab, und so wartete sie, bis ihre kleine Valeska in der Dorfschule genügend Lesen gelernt hatte.

Nun erfuhren sie an langen Winterabenden bei schwelendem Funzellicht in der erbärmlichen neumärkischen Tagelöhnerkate, daß die Schwester drüben in Amerika wie eine große Dame lebte, weil ihr Mann eine gute Erfindung gemacht hatte, die man ihm hoch bezahlte und von der er dauernden Nutzen zog. Gern und dankbar, sehnsüchtig gedachte sie der Schwester in Deutschland und wünschte, von ihr zu hören; die Briefe könne doch der Dorfkantor vorlesen und beantworten.

Sie könnte uns etwas Geld schicken, beschloß man — und die kleine Valeska mußte einen Brief nach Amerika aufsetzen. Aber noch ehe er abgesandt wurde, kam ein schwarzgeränderter Schreiben aus einem amerikanischen Hospital. Die Schwester schrieb: „Mein Mann ist totgefahren, und auch ich liege im Sterben. Weil wir keine Kinder haben, vermache ich meiner lieben Schwester in Deutschland all unsere Hinterlassenschaft; es wird weit über eine Million sein, nach deutschem Gelde gerechnet."

Was mögen Mutter und Tochter in der Tagelöhnerkate wohl gedacht und geplant haben? In den Akten steht nichts davon vermerkt, nur die Gerichtsnotiz, daß die gesamten amerikanischen Briefe gestohlen worden seien. Seither habe man auf alle erdenkliche Weise versucht, den Nachweis der Erbenberechtigung zu erbringen, aber weil die Erbin nicht schreiben könne, stoße jeder Versuch bei den amerikanischen Behörden immer wieder auf den größten Widerstand.

Ich befragte den Amtsdiener, wie denn dieser Fall weiter verlaufensei. Er meinte, das wäre eine sehr traurige Sache. Die Alte habe mit dem Antritt der amerikanischen Millionenerbschaft zu ihrem großen Schaden so lange warten wollen, bis Valeska erwachsen sei und für sie alles Schriftliche verrichten könne. Das kecke Mädchen aber habe den Mund nicht so gut gehalten wie die verschwiegene Mutter, sondern allerorten heraus posaunt: „Ich erbe mal eine Million aus Amerika!" " Es fand sich dann allerhand Manneszeug, das dies Mädel umwarb. Den schlechtesten nahm sie zum Bräutigam, einen verlotterten Monteur, der ihr und ihrer Mutter schön tat. Er ließ sichdie Briefe aus Amerika vorlesen und stellte auch selber Nachforschungen nach dem Verbleib der Erbschaft an, die von Erfolg schienen. Man konnte glauben, daß die Tagelöhnerin nun auf die bloßen Briefe hin und auf die behördlichen Nachweise ihrer Identität das Geld ausgezahlt bekommen würde, auch ohne daß sie darüber quittieren konnte. Der Notar in der Kreisstadt schwur: „Jetzt sind wir so weit — die Briefe sind Beweise!"

Da waren eines Morgens die Briefe. der Monteur und die Tochter Valeska verschwunden. Sie sind trotz aller Nachforschungen nicht wieder aufzufinden gewesen. EinMatrose aus dem Dorfe will die Valeska in einer üblen Hafenspelunke in Marseille erkannt haben. Als er sie beim Namen rief, spie sie ihm ins Gesicht. Der Monteur soll auf einem Schmugglerschiff erschossen worden sein, sagen die einen — andere wollen wissen, daß er mit Hilfe der Originalbriefe und vorhandener echter wie gefälschter Dokumente in Amerika die Millionen abgehoben habe.

Wahrheit an allem ist nur dies: Die alte Frau geht jede Woche aufs Gemeindeamt und fragt, ob ihre Tochter Valeska denn nicht geschrieben habe. Sie könne nicht daran glauben, daß ihr Kind treulos in die Welt gegangen sei. Das Mädchen wolle gewiß nur das viele Geld holen. Aber das sei gar nicht nötig; man lebe ohnehin nicht mehr lange und brauche kein Geld — sie solle nur wiederkommen, wie sie gegangen.

Was in den Schwesterbriefen stand, hat die Alte vergessen. Sinnend sitzt sie unter der weitästigen Linde und blickt ins Weite, ein armes Arbeitsweib, das scheu und ehrfürchtig grüßend vor jedem Bauern und Besitzer aufsteht und dabei als die Reichste hier im Dorfe vierelang kutschieren könnte, wenn nicht . . .

Dankbarkeit und Treue der Kinder können sehr gering sein.

—o—

Zwei Männer blasen Waldhorn

Skizze von Eusebius Klabums.

Man müßte meinen, daß in einem kleinen Flecken Tage und Monde unter den lustig zwinkernden Augen beschaulichen Lebens gemächlicher vergehen. Fräulein Suse Schlehdorn war anderer Ansicht. Sie fand sogar, daß sie sehr schnell die Dreißig überschritten und es wohl zu Jahren und ansehnlichen Ersparnissen, leider aber zu keinem Ehegespons gebracht hatte.

Fräulein Suse stand im Begriff, ein Vorurteil nach dem andern über Bord zu werfen, um ihr Lebensschifflein zu erleichtern, und zögernd streifte sie auch kleine Sentimentalitäten ab.

Im breiten Bett des Alltagslebens plätscherte ihr Dasein dahin. Sie kümmerte sich nicht um Nachbarn und Umwelt, und es wäre ihr kaum aufgefallen, daß der Besitzer der Bäckerei in der Marktgasse nicht mehr der robuste Meisenthin war, der sich nach langem Kampfe mit sich selbst auf sein Altenteil gesetzt hatte, sondern ein rundlicher, pausbäckiger Mann mit kleinem, schwarzem Schnurrbart und possierlich blanken Augen. Er hatte eine so gefällige Art, seine Kunden zu bedienen, jedem eine Artigkeit zu sagen, daß sogar Suse aufhorchte.

Noch heftiger aber spannte sie ihr Ohr an, als sie eines Tages den kleinen Laden leer fand, aber aus der Hinterstube den gedämpften Klang eines Waldhorns vernahm. Suse stand sinnend, bis der unbekannte Spieler geendet, dann räusperte sie sich. Etwas verlegen kam Meister Börtel hervor:

„Tausendmal Verzeihung, Fräulein Schlehdorn, aber über dem Getute habe ich . . ."

„O, es klang sehr hübsch," sagte sie mit leichtem Erröten.

Seine Augen glänzten: „Meinen Sie wirklich? Ich habe so einen kleinen Schwarm für Musik im allgemeinen und für Blasmusik im besonderen. Und wissen Sie" — er senkte seine Stimme zu vertraulichem Flüstern, „ich bin doch jetzt in der Freiwilligen Feuerwehr hier, und auf dem Stiftungsfest soll ich so'n Solo blasen. Da übe ich halt fleißig! „Die Post im Walde werde ich spielen."

Ob sie das kannte! Sie spiele doch selber Klavier! Unversehens waren beide in ein eifriges Gespräch geraten, das nur durch den Pate stehen will . . ." Eintritt eines Kunden unterbrochen wurde.

Dem Schlächter Gnewitzak fiel es nachgerade auf, daß Fräulein Suse immer länger im Bäckerladen verweilte. Es kam ihm erst jetzt zum Bewußtsein, daß sie eigentlich ein blitzsauberes Mädel war, bescheiden, ordentlich. Und wenn es stimmte, daß siebentausend Mark auf der Sparkasse — er kratzte sich den Kopf. Daran hatte er noch gar nicht gedacht. Man wurde trotz oder vielleicht gerade wegen des Junggesellenlebens so „pöh a pöh" alt.

Suse wunderte sich über die zunehmende Liebenswürdigkeit ihres „Hoflieferanten" Gnewitzak. Er suchte ihr nicht nur die besten Stücke aus, sondern wog auch reichlich,was bisher nicht seine Tugend war. Eines Tages fing er ohne ersichtlichen Grund von Waldhörnern zu sprechen an.

„Sie spielen auch Waldhorn?"

Gnewitzak warf sich in die Brust. Und ob! Auf dem Stiftungsfest der Freiwilligen Feuerwehr . . . er beugte sich über den Ladentisch und tuschelte ihr etwas ins Ohr.

Fast hätte Suse laut aufgelacht. Der Schelm saß in ihren Mundwinkeln.

„Sie wissen doch, daß Börtel auch Waldhorn bläst."

„Der? Nöö — noch nicht gewußt."

„— und daß er beim Stiftungsfest der Feu —"

„Die Post im — ach sieh da, was Sie sagen! Der will auch Solo blasen!" Gnewitzak nahm einen kühnen Anlauf. „Fräulein Schlehdorn — Fräulein Suse — sehen Sie mal, ich bin doch nun in die Jahre gekommen, wo man —"

„— sich mächtig einsam und allein fühlt. Weiter, Herr Gnewitzak. Sie bleiben stecken? Nun, ich will Ihnen sagen, so ungefähr dasselbe hatmir heute auch schon jemand gesagt."

Gnewitzak warf einen finsteren Blick durch das Schaufenster nach der gegenüberliegenden Bäckerei.

Suse lenkte ein: „Ich habe noch nicht ja gesagt — halt! Nicht so eilig. Wissen Sie, ich bin auch in die Jahregekommen, wo man nicht mehr mit tausend Masten segelt. Es prüfe, wer sich ewig bindet. Warum nicht? Ich mache Ihnen und Herrn Börtel einen annehmbaren Vorschlag: Wer am schönsten bläst, führt die Braut heim. Wer entscheidet? Ueberlassen Sie es dem Publikum. Abgemacht?"

Er streckte ihr strahlend die rundliche Hand hin: „Abgemacht! Dem Börtel werde ich schon was blasen, Fräulein Suse. So ungefähr!"

Er formte beide Hände zu einem Trichter vor dem Munde und intonierte den Anfang zum Ständchen „Lahihihise flöhöhöhen mahihihne Lihihihider . . ."

Suse flüchtete lachend.

Der „Grüne Baum" war vorschriftswidrig mit bunten Papiergirlandenausgeputzt, alte Gehröche und Kattunkleider mischten ein farbenkleckfiges Bild. An einem der ersten Tische vor der winzigen Bühne saßen teilnahmlos die beiden Gesellen Börtels und der Lehrjunge.

Nachdem Männerchor „Veilchen" die alten Eichen rauschen und der Gemeindevorsteher die tapfere Freiwillige Feuerwehr hatte hochleben lassen, trat Börtel auf das Podium. Die beiden Rivalen hatten diese Ehre ausgelost. Börtel blies mit Leibeskräften und Hingebung die „Post im Walde". Wie sanft er das Echo ausdrückte! Brausender Beifall. Börtel verneigte sich wieder und wieder, den Blick immer nach jener Seite gerichtet, wo Suse etwas beklommen auf dem harten Stuhl hin und her rutschte.

Lächelnd schob sich Gnewitzak durch die Kulissen. Seines Sieges war er gewiß, hatte er doch schon gestern einige Runden Freibier springenlassen. Energisch hob er das Waldhorn zum Munde. Die ersten Töne quillen hauchzart hervor — gleichzeitig aber auch Gnewitzaks Augen. Seine Kinnbacken krampften sich zusammen; er versuchte, wegzuschauen von dem furchtbaren Bilde, das sich ihm bot: Am vorderen Tische saßen mit gleichgültiger Miene die beiden Gesellen und der Lehrjunge Börtels und bissen herzhaft jeder in eine riesige Zitrone.

Das Wasser rann Gnewitzak im Munde zusammen, „ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz entquoll dem metallenen Munde". Das blanke Metall röchelte, unter tosendem Gelächter räumte Gnewitzak das Feld. „Rache, Blut- und Leberwurst!" grollte es in ihm. Die Zitronen wollte er dem Teigpantscher sauer werden lassen.

Aber Fräulein Suse verscheuchte seine finsteren Gedanken mit einem freundlichen Wort, und der Börtel machte so verschmitzte Augen, daß Gnewitzak selber lachen mußte und die gebotene Versöhnungshand kräftig drückte. Börtel flüsterte ihm etwas ins Ohr, strahlend erwiderte der Besiegte: „Aber selbstverständlich! Wird gemacht!"

„Was hast du ihm denn gesagt?" fragte Suse neugierig.

„Ach, ich habe ihn nur gefragt, ob er später

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 52 Samstag, 28. Dezember 1929

Abstrakte Leidenschaft

Skizze von Wolfgang Federau.

Selbst der wohlwollendste Mensch vermochte nicht zu bestreiten, daß Sandy Hayen ein alter, schmutziger, versoffener Bettler und Vagabund war. Ein Tunichtgut ersten Ranges, zu nichts nütze, faul und sorglos dazu. Sogar hier, in diesem Lager der Goldsucher, Fellhändler und Jäger, wo man den Moralbegriffen einer etwas zivilisierten Gegend einigermaßen fern war, bildete Sandy eine unrühmliche Ausnahme.

Nein, es war kein Staat mit ihm zu machen, wirklich nicht. Aber da der alte einen langen weißen Bart hatte, der wie bei einem Weihnachtsmanne tief über seine Brust herabhing, so entsann mansich des biblischen Gebots von der Ehrfurcht vor dem grauen Haupte.

Vielleicht war diese sympathische Eigenschaft der Bewohner des Lagers der Grund, daß Sandy immer mehr verluderte. Er konnte ruhig das Wirtshaus betreten, ohne befürchten zu müssen, durstig zu bleiben. Da gab es immer ein paar Burschen, die sich einen Spaß daraus machten, ihm ein Glas zu bezahlen. Denn wenn Sandy erst seinen fünften oder sechsten Flip in sich hineingegossen hatte, wurde er lustig. Er erzählte aus seinen jungen grünen Jahren sehr bemerkenswerte Geschichten, die hoch im Kurse standen und in einem Umkreis von hundert Meilen fleißig weiter kolportiert wurden, vollbrachte erstaunliche Kunststücke mit Stühlenund Gläsern, was zu der Vermutung führte, er sei früher einmal in irgend einem Zirkus aufgetreten, vor allem aber erwiesen, daß er noch heute über Kräfte verfügte, um die ihn manch ein Jüngerer hätte beneiden können.

Der Einzige, der nie etwas für Sandy übrig hatte, war Bill Cooper. Er lächelte nicht über Hayens Witze und klatschte nicht bei den Kunststücken des Alten. Es war klar,daß er ihn haßte — jedem mußte es auffallen. Aber die ihn fragten, fertigte er kurz ab. „Hassen — nein. Aber der Kerl ist mir widerwärtig. Ihr solltet ihm keinen Schnaps spendieren — sicher stirbt er einmal am Delirium."

Man zuckte die Achseln zu diesen Reden. Cooper war immer ein Sonderling mit etwas verschrobenen Ansichten gewesen, und man verzichtete darauf, mit ihm zu streiten, denn in allen anderen Dingen war er ein tüchtiger, verläßlicher Kamerad.

Sandy freilich suchte Coopers Gesellschaft und bemühte sich, immer einen Platz neben ihm zu erwischen, ohne auf Bills ablehnendes Gesicht zu achten. Und einmal, als er bereits wieder reichlich Whisky mit Soda in sich hinein gegossen hatte, begann er plötzlich mit theatralischer Geste ein Taschentuch von unbestimmbarer Farbe heraus zu ziehen und seine feucht gewordenen Augen zu trocknen.

„Nanu — was hast du, Alter?" fragte Bill.

„Ich — ach nichts", brummelte Sandy und schluckte, als hätte er an einem zu großen Bissen zu würgen. „Ich dachte an Jenny, meine Tochter!"

„Was — du hast eine Tochter?" fragte Bill, maßlos erstaunt. „Aber du machst wohl wieder einen deiner dummen Witze — man darf dir ja nichts glauben."

„Nein — wirklich und verdammt — ich lüge nicht, Bill," schwor Sandy und betupfte heftiger seine Augen.

„Wird eine schöne Marke sein, wenn sie nach dem Alten schlägt," dachte Bill. „Eine richtige Eule wahrscheinlich." Aber laut sagte er: „Jenny heißt sie, sagst du? Jenny?"

„Ja — Jenny. Sie wohnt in St. Louis, bei ihrer Tante. Sechs Jahre habe ich sie nicht gesehen — und ich liebe sie doch so — und sie ist so schön."

Er bekam heftiger den Schluckauf, fuhr mit weinerlicher Stimme fort: „Und wenn ich auch ein alter Strolch bin und Säufer — lieb habe ich sie doch, meine Tochter."

Er fingerte an seinem alten Rock herum, faßte seine Brieftasche und brachte aus ihr eine Photographie zu Tage.

„Hier, schau selbst, ob ich zuviel gesagt habe," flüsterte er heiser und reichte dem andern unter der Tischkante das etwas angeschmutzte Bild. Der warf einen Blick darauf, und eine sanfte Röte stieg ihm in die sonnengebräunten Wangen.

Wirklich, der Alte hatte nicht zu viel gesagt. Dies Mädchen, das ihn im Bilde mit schwermütigen Augen anstrahlte, die reine Stirn von einer Fülle zarten, lichtblonden Haares gekrönt, war sehr schön.

„Zwei Whisky!" befahl er laut. Erstaunt blickten die anderen Gäste auf — war Bill seinem Grundsatze untreu geworden? Aber sie sahen seine Augen, die fest und fast drohend alle anblickten, und sehr schnell senkten sich die erhobenen Köpfe. Manhatte nichts gehört, natürlich. Und man neidete dem Alten den neuen Gönner nicht.

Spät, gegen Mitternacht, brach Bill auf. „Du kannst bei mir wohnen," sagte er nachlässig zu Sandy und schnitt dessen laute Dankesbezeugungen mit einer unwilligen Bewegung der Schultern ab. —

„Aber das Bild," sagte Sandy im Herausgehen. Bill betastete seine Brusttasche, dort ruht es, sicher verwahrt.

„Nun, wir reden noch darüber," entgegnete er, vielleicht in der Hoffnung, der Alte, halb trunken, würde es andern Tags vergessen haben . . . Sandy machte es sich in Bills Hütte bequem.

Als Cooper am Ende der nächsten Woche auf der Poststation seinen Gewinnst in gute Papierdollars umgetauscht hatte, sagte er zu Sandy: „Ich habe in dieser Woche hundertzwanzig Dollars verdient. Es ist nicht viel, natürlich. Aber ich denke, wenn ich dir sechzig gebe, so ist das Bild von deiner Jenny bezahlt."

Selbstverständlich sagte Sandy nicht nein.

Zwei Tage später ergrub Bill auf seinem abgesteckten Boden eine „Tasche", eine ziemlich stark mit Gold durchsetzte Quarzader. Der Erlös entsprach nicht ganz seinen Erwartungen, immerhin holte er fast zweitausend Dollars zusammen. Davon gab er tausend an Sandy. „Hier", sagte er zu ihm, „nimm das, fahre nach St. Louis und hole deine Tochter. Du — dauerst mich, weil du so allein bist und dich so nach ihr sehnst. Wenn sie dich liebt, wird sie mitkommen. Um euer Unterkommen braucht ihr euch nicht zu sorgen. Wir werdenschon Rat schaffen."

Sandy, der „Weihnachtsmann", wie die anderen ihn nannten, bedankte sich mit überströmender Herzlichkeit. Bill versprachtete ihm eigenhändig am nächsten Morgen auf dem Postwagen. Sandy winkte mit seinem schmutzigroten Taschentuch, und Bill mußte durch die neugierigen Gesichter der Leute aus dem Lager Spießruten laufen.

Er wartete lange, recht lange auf Sandys Rückkehr. Als er es bereits beinahe aufgegeben hatte, den Alten wiederzusehen, klopfte es eines Nachts an die Tür seiner Hütte. „Verdammt — wie lange läßt du mich warten," schimpfte Sandy und musterte Bill mit bösen Augen.

„Und Jenny — deine Tochter?" fragte Bill sehr ruhig. ohne den Eingang frei zu geben.

Der Alte tippte sich an die Stirn. „Bist du dumm — Bill," grunzte er. „Ich habe sie nicht gefunden, natürlich. Ich konnte sie auch nicht finden. Diese — Jenny. Denn ich weiß gar nicht, wie sie heißt. Sie ist irgendwo beim Film. Das Bild kannst du in jedem Papiergeschäft in Frisco kaufen, und es kostet keine sechzig Dollars, das ist nun mal gewiß."

Er lachte hämisch und niederträchtig. Bill machte langsam zwei Schritt nach vorn. „Und Jenny — das andere alles — war das alles wirklich Lüge? Gemeine, unverschämte Lüge?"

„Na — wenn du es durchaus hören willst — ja," sagte Sandy mit dem frechen Mut des Trunkenen, während seine Hand, wie in plötzlicher Erkenntnis seiner Lage, nach der Tasche fuhr . . .

Einige hatten wohl ein Geräusch, irgend einen unbestimmbaren Lärm gehört in dieser Nacht. Aber sie kümmerten sich nicht darum — es war nachts niemals ganz ruhig im Dorfe. Erst am Morgen erinnertensie sich daran, als man Sandy am Wegrande liegen sah. Sein Messer lag neben ihm, es war mit einer Blutkruste bedeckt. Er selbst aber war tot, und es schien, daß er, der alte, aber bärenstarke Kerl, von den nackten Fäusten eines Dritten erwürgt worden war.

Um des zerlumpten Vagabunden willen eine Untersuchung anzustellen, lohnte nicht sehr. Obgleich manches Gerücht umging, das neue Nahrung empfing, als man Bill Cooper mit dem Arm in der Schlinge herumlaufen sah. Aber erst acht Tage nach dem Ereignis wagte Buttle, der dicke Buttle aus Scattleflow, Bill mit bedeutungsvollem Lächeln zu fragen, ob sein Arm bereits geheilt sei.

„Noch nicht ganz, Buttle", sagte Bill langsam und ernst, „aber schießen — schießen kann ich auch mit der linken Hand."

Da lachte Buttle verlegen und töricht, und er zoges vor, gleich den anderen die Sache zu vergessen.

—o—

Die Operation

Skizze von Börries, Freiherr von Münchhausen.

Als der Bankbeamte Christian Hagedorn wegen des stärker einsetzenden Regens erst in den Hausflur des großen Modegeschäftes eintrat und dann — mehr aus Gefühl heraus, die Gastlichkeit eines fremden Hauses nicht ohne Entgelt anzunehmen, als aus echter Teilnahme — durch ein großes Plakat bewogen, die läuferbelegten Marmorstufen hinaufschritt, um sich die Vorführung der neuesten Frühlingskleider anzusehen, da ahnte er nicht, daß ihn diese kleine Abweichung von den Gewohnheiten seines ruhigen Lebens in so wilde Wellen der Leidenschaft werfen würde. Hagedorn war ein sehr stiller, sehr gewissenhafter und in der Bildung eines vornehmen bürgerlichen Hauses aufgewachsener Mann. Bis auf dies eine Mal hatte er bei bewölktem Himmel nie seinen Schirm vergessen, nie bis heute so äußerliche Dinge wie das Vorbeispazieren von Modemädeln eines Blickes gewürdigt. Und doch war es auch wieder ganz seiner gewissenhaften und echten Art entsprechend, nachdem er einmal das Haus betreten hatte, nun auch die Folgerungen zu ziehen. Er übergab Mantel und Hut gegen ein gutes Trinkgeld dem livrierten Bedienten und setzte sich in der bescheidenen Sicherheit, die gute Erziehung und eine ausreichend gefüllte Börse verleihen, in einen der schlemmerhaften Sessel. Auf dem riesigen Blumenmuster des Teppichs wandelten vor ihm die armen Mädchen auf und ab, denen das Bewußtsein, alle zehn Minuten ein anderes köstliches Gewand anziehen zu dürfen, einen beträchtlichen Teil ihres Lohnes ausmachen mußte. Hagedorn empfand tief den Abstand ihres lächerlichtraurigen Scheinberufes von seinem ganz auf Gewissenhaftigkeit und Ernst eingestellten Leben.

Aber dieser Abstand wurde merklich geringer, als unter den mehr oder weniger faden Puppenköpfen ein Antlitz auftauchte, dessen schier überschwengliche Schönheit ihn mit einer Welle Glückes geradezu bestürzte. Herrliches Blondhaar hing schwer wie eine goldene Traube auf den feinen Nacken herab, in hohen Bögen sprangen die Brauen über eine Stirn, die sich wie eine edel gegliederte Marmorwand über den Seen märchenblauer Augen erhob. Und die wie ein griechischer Bogen gespannte Lippe schien nur die Pfeile lieblichster Worte versenden zu können.

Hagedorn hatte nie Aehnliches gesehen, nie!

— — — — — —

Seiner Natur entsprach weder die Unbesonnenheit plötzlichen Verliebens noch die Gewissenlosigkeit einer Anknüpfung, die, wie er schon heute ahnte, etwas Schicksalhaftes für ihn ha-

ben mußte. Nachdem er wohl zwei Stunden in immer steigender Ergriffenheit die schlichten Bewegungen, das freundliche, aber nicht gefallsüchtige Lächeln und die wie aus einer anderen höheren Welt kommenden ernsten Blicke des Mädchens in einer Art stark beherrschter Trunkenheit geschlürft hatte, verließ er ruhig und gesetzt, wie er gekommen war, das Modehaus. Drei Tage lang wütete er sich, drei gewissenhaft durchwartete Tage überlegte er sich, welcher Weg für beide Teile der beste, ehrenhafteste sein möge. Am Ende des dritten langen Tages schrieb er dem Mädchen einen sehr höflichen Brief, der zunächst nichts weiter enthielt als die Bitte, ihm bei seiner Schwester, einer verwitweten Majorin, die Möglichkeit menschlichen Nähertretens zu gewähren.

So kam es, daß Christian Hagedorn sich nach Verlauf von vier Wochen so gut wie verlobt sah. Adele Wittko gab auf seine Bitte ihre Stellung als Modemädchen auf, als sie ihrerseits an dem stillen, nicht mehr ganz jungen Manne Gefallen gefunden hatte. Obgleich ein gewisser Abstand der Kaste, für ihn fühlbarer als für sie, bisweilen dem Gespräch einen feinen Riß gab, so spürte Christian doch das Echte, das Reine und Menschliche in dem Mädchen so stark, daß er glaubte, über den geringen Unterschied leicht hinweg kommen zu können. Vor allem, da ihre unvergleichliche Schönheit selbst seine Schwester völlig bezaubert hatte. Sie lebte jetzt als Gesellschafterin bei dieser, und wenn auch das Verhältnis nur durch Hagedorns heimlich gegebene Hilfsstellung und nur als Uebergang möglich war, so war sie doch dadurch dem väterlichen Zigarrenladen ferner gerückt.

Freilich wurde gerade das, was Christian zunächst bedrückt hatte, in der Folge Veranlassung seiner ehrlichsten Sorge. So fein auch ihr Takt, so liebenswürdig und echt ihr fröhliches Mädchentum war, — sobald ihre Gedanken auch nur im entferntesten an ihre eigene Schönheit streiften, schien sie ihm in eine unerträgliche Eitelkeit zu verfallen, die seiner Familie und seiner Stellung nicht weniger als seiner auf das Innerliche gestellten Lebensanschauung fremd, ja zuwider sein mußte. So geriet er bald aus der äußerlichen Verliebtheit in eine tiefe Liebe hinein, in der er bisweilen fast bedauerte, daß Adele so überaus schön war. In gewissen schmerzlichen Minuten gestand er sich, daß er dem Mädchen jetzt fester verbunden gewesen wäre, wenn sie gleich ihm nur ein gewöhnliches Alltagsgesicht gehabt hätte.

So standen die Angelegenheiten, als ein erschütterndes Ereignis die beiden aus den festen Gleisen eines glücklichen und hoffnungsvollen Liebeslebens hinaus warf. Adele erkrankte an einem schweren Ohrenleiden, das binnen wenigen Tagen so bedrohliche Formen annahm, daß die Majorin die liebgewonnene Freundin in das Krankenhaus eines berühmten Facharztes bringen mußte. Und schon am nächsten Tage erfolgte der niederschmetternde Spruch: „Fräulein Wittko ist dem Tode verfallen, wenn ich nicht durch eine tiefgreifende Operation den Schädel aufmeißele und die Ursache des Leidens entfernen kann. Aber" — setzte der Arzt mit wehmütigem Lächeln hinzu — „es ist fast unvermeidlich, daß eine einseitige Lähmung ihre Züge für immer entstellt."

Zu dieser Operation wollte sich die Kranke, trotz aller Vorstellungen der Freundin, nicht entschließen. Wimmernd vor Schmerz, gepeinigt von den fürchterlichen Qualen, hielt sie doch das Palladium ihrer Schönheit wie einen fast abgöttisch verehrten Wert hoch. Selbst das Leben schien sie lieber verlieren zu wollen als diese Schönheit.

Der Nachmittag verstrich qualvoll. Der Arzt erklärte, daß die nächsten Stunden die Erlösung durch den Tod bringen müßten, wenn die Kranke auf ihrer Ablehnung beharre.

Gegen Abend kam Christian und fand, selber von nie gekannten Leiden geschüttelt, den Arzt und die Schwester am Bett der Geliebten. Während aber die drei fassungslos und ratlos noch berieten, hob sich Adele plötzlich in den Kissen hoch; indem sie das herrliche Haar mit einer wilden Bewegung zurückwarf, schrie sie überlaut: „Christian, rette mich doch! Sag', wirst Du mich auch lieben können, noch lieben wollen, wenn ich entstellt, gräßlich entstellt bin?"

Dem Mann stürzten die Tränen aus den Augen: „Aber Adele, Du fragst noch? Wie gleichgültig ist mir Deine Schönheit geworden, ja, wahrhaftig, ich schwöre es Dir: Längst völlig gleichgültig!" Mit einem Schrei fiel die Kranke zurück. Der Arzt klingelte der Pflegerin. Nachwenigen Minuten lag Adele auf dem Operationstisch. —

Ein Meisterstück des Arztes! Nicht nur das Leiden war geheilt, auch die Nerven fanden wieder die alten Bahnen in den durchschnittenen Muskeln. Adelens Schönheit blieb überschwenglich, wie sie vordem gewesen, ja, es schien fast, als ob sie in den Wochen der Genesung eine tiefere, verklärtere Schönheit zu der früheren dazu gewonnen hätte. Kaum ein Monat war vergangen, da feierten die drei beglückten Menschen in der Wohnung der Majorin ein stilles, seliges Genesungsfest.

Merkwürdig war nur — am merkwürdigsten der Schwester Christians —, daß keines der beiden ein Wort von der bevorstehenden Verlobung sprach. Ganz geflissentlich betonte Adele im Laufe des Abends, wie gut sie sich der Worte Christians erinnere: „Völlig gleichgültig ist mir längst Deine Schönheit." Und auch eine Bemerkung ihres Bruders fiel der Majorin auf: „Du hieltest Deine Schönheit für wichtiger als Dein Leben; Du konntest glauben, ich liebte Dich nur um ihretwillen!"

Leise, ganz leise lösten sich die beiden in den nächsten Wochen voneinander, und jedes hatte dabei ein Recht, das ihm das andere nicht bestreiten konnte und mochte. Beide waren viel zu anständige und echte Menschen, als daß es zu einer romanhaften und in aufbrausenden Worten überschäumenden Auseinandersetzung hätte kommen können. Adele bedankte sich beim Scheiden in ehrlicher Herzlichkeit bei der Majorin für die schönen Monate und blieb auch dann, als sie selber von der Freundin unterstützt eine Schneiderwerkstatt aufmachte, ein gelegentlicher Gast in dem liebgewordenen Hause. Christian hatte keinen Grund, ihrem Fortgang oder ihrer Berufswahl im Wege zu stehen, und auch dieses Maß geistiger Freiheit wahrten sie sich, daß sie ruhig bei dem vertrauten Du blieben, als sie sich später einmal — Adele am Arm ihres Mannes — bei einem Gartenkonzert trafen.

Die Operation hatte getrennt und geheilt, und auch die Irrtümer der Menschen müssen getrennt werden, wenn sie ehrlich heilen sollen.

—⊙—

„Bei Fräulein Polly muß ich beanstanden . . .

Skizze von Walter Anatole Persich.

Glockenschrillen über der Garderobentür.

Und da trippeln auch schon die Schlanken und die Vollen, freundlich von einem Seitenbuff vom Inspizienten bedacht, durch die eiserne Tür. Dann blendet Licht. Seidiges Haar und ein paar Glatzen leuchten im Parkett, weiter zurück ist nur Dämmer. In das Donnern der Synkopen hinein fallen die Bewegungen der Füße, der Oberkörper und der rückwärts von einer zur anderen verschränkten Arme. Die Maschine aus zehn Mädchen arbeitet.

Polly kann heut nicht lachen. Dreihundert Aufführungen — Berlin, Leipzig, Köln, Hamburg, Dresden, und nun wieder die hundert gleichen Bewegungen — man muß ja verrückt werden. Muß? Aufpassen, jetzt Arme nach hinten, weiter, ganz zurückbiegen, bis die Finger auf den Bretern liegen, dann den Körper schildkrötenhaft umdrehen . . . Geschafft! Applaus . . . . dreihundertfach derselbe Applaus in denselben Städten.

Der Star tritt auf, singt. Dreihundertmal selben Schlager, Proben ungerechnet. Die Russin neben Polly liebäugelt mit einer Loge.

Abmarsch, viermal im Kreise und dann eine Nase zum Publikum, die bekiatscht wird, wie immer . . .

Revue, denkt Polly in der Garderobenecke hinter dem Gesumm der anderen, das ist das Oedeste, was ein Gehirn sich ausdenken kann. Noch vierzehn Auftritte heute, den mit dem Einbahnmarsch, den mit dem Rosenlied, wobei man gehen muß wie eine Pute, den mit dem Schiffergesang . . . man mag gar nicht an alle denken! Die Tür geht, der Inspizient steckt seinen dünnbehaarten Schädel hindurch: „Rauskommen — alle! Holt Euch den Rüffel, Madrin!"

Vor der Tür fistelt er sich was zurecht: Rücken nicht durchgebeugt, Beinhebung schlecht, ungleiche Bewegungen, Maschine! „Und bei Ihnen, Fräulein Polly, muß ich beanstanden . . ." Sie ist einfach in der Garderobe geblieben und hört, wie er sie nach Strich und Faden schlecht macht, ohne zu merken, daß sie gar nicht dabei ist, sie langt inzwischen bei den Strümpfen an, schlüpft in die Schuhe. Der kleine Mantel wird übergeworfen, das Käppchen aufgestülpt . . . da kommen die anderen. Niemand sieht, wie sich ganz leise der Drücker im vorsichtigen Schließen durch eine leichte Hand hebt. Polly ist jenseits der Bühnenwelt.

Lang zieht der Gang dahin, gelbe Glühbirnen brennen in der katakombischen Wölbung; unter ihnen saust Polly bis zur Treppe, drückt sich auf dem Absatz am Direktorenzimmer vorbei, durch dessen Tür sie den Rücken des Buchhalters sieht, schleicht nach unten. Der Portier! Das ist die letzte Gefahr.

Portier Williams schmaucht im Lehnstuhl Pfeife. Er muß mich nun ja sehen, denkt Polly fieberhaft. Eine Idee, eine kleine Idee nur — fleht sie.

„Williams", sagte sie, erstaunt über ihre Geistesgegenwart, „ich habe für heute frei, mir ist hundeelend. Pumpen Sie mir fünf Mark für'n Auto, Williams. Morgen gibt's die zurück."

Schief sitzt ihre Kappe, lose und verkehrt hängt der Mantel, sie ist noch geschminkt, wie man sich denken kann, und das gibt ihrem Ausdruck eine große Abspannung. Papa Williams greift in seine Hosentasche und reicht Polly ein Fünfmarkstück — für eine Erkrankte ist die aber sehr schnell verschwunden.

Sie steht eine Weile im großen Eckportal an der Hauptstraße, dann kommt eine Taxe mit weißem Seitenlicht, sie winkt, steigt ein, und die Fahrt geht los. Wohin?

Sie nennt dem Chauffeur ein Vorortlokal, das als Vergnügungsstätte junger Menschen besonders bekannt ist; schon vor dem Saal kommen ihr die Geräusche des Tanzes, der Jazzmusik und beizendes Licht entgegen. Der Raum ist häßlich mit den durch die Luft geschlungenen Papiergirlanden. Hinter Dunst hockt eine Kapelle und bölkt Schlager aufs Parkett. Preiswerte Rosen und Tanzangüge aus Baumwollstoffen bewegen sich exaltiert. Erbittert und ernüchtert von diesen Minuten überblickt Polly die Tische mit Biergläsern und Limonadenflecken. Nur in einer Ecke sitzt ein häßliches junges Mädchen allein und trinkt mit kleinen Zügen durch den zerbissenen Strohhalm.

Zu ihr setzt sich das Girl, bestellt gleichfalls Zitrone, greift gewohnheitsmäßig in die Handtasche zu Puderdose und Lippenstift — zwei, drei sichere Bewegungen beenden die Toilette. Als Polly unversehens aufblickt, sieht sie in zwei erstaunte und bewundernde Augen und bemerkt, daß die Kleine am Tisch sogar hübsch sein muß. Das unmöglich bunte Kleid zerstört die Anmut des Mädchens, das nicht gelernt hat zu wirken. Die Unbeholfenheit der Vorstadtschönen rührt das Girl, so nickt Polly denn freundschaftlich hinüber und meint: „Gefällt es Ihnen hier?"

Die Kleine mit den schönen Augen muß nicht erst nach Worten suchen, ihr Herz ist trunken: „Oh ja, ich finde es wundervoll, aber ich kann leider nicht tanzen. Gestern habe ich nämlich meine Lehre im Schirmgeschäft beendet, und des halb erlaubte mir Papa diesen Abend. Ich bin so glücklich — und Sie, nicht wahr, Sie, die Sie doch alles haben, was man sich wünschen kann, ein schönes Kleid, Puder und Schmuck, Sie sind es doch auch?"

Ein Tango beginnt. Rotes Licht wird aus einem zwergenhaften Scheinwerfer über den Tanzplatz gegossen. Polly erhebt sich: „Kommen Sie, wir wollen tanzen, nicht wahr? Nun, so kommen Sie doch!"

Die schweren Schritte und Uebergänge zwingen viele, dieses Mal an ihren Plätzen zu bleiben, andere halten mitten im Tanz inne. Das reizende Girl in einem sehr hübschen Kleide, neben ihm, sehr ängstlich, ein Mädchen mit schlechten Schuhen, tanzen — gelöst von aller Schwere, befreit aus zwei verschiedenen Alltagen, die beiden nicht genügen. Eine in Glück und Zufriedensein, die andere in plötzlichem Mitleid mit dem halben Kind neben sich, das ihr in einer Minute Schwester wurde.

Und der nächste Abend. —

Glockenschrillen über der Garderobentür. Polly läßt noch einmal den Puderquast übers schmale Gesicht huschen und stürmt in die Kulissen. Um die Lippen noch das Lächeln für sich selbst, das sie eben dem Spiegel verschenkte und aus Vergeßlichkeit mitnimmt auf die Bühne, die ein anderes, ein Lächeln als Maske und Starre will — die für ein Lächeln, das einen ganzen Menschen enthüllt, nicht geeignet ist. Die Muskeln von zehn Girls spielen mit der Exaktheit einer Chronometeruhr, und immer denkt Polly daran, daß sie vor vierundzwanzig Stunden entkliehen wollte. Dem Leimgeruch, dem Schminkestaub, dem Haarglänzen und Glatzenleuchten aus Parkettreihen und der dreihundertsten Aufführung der Revue. Um dafür Papiergirlanden, Fähnchen an Pfeilern und den Blick in noch kleinere Schicksale einzutauschen.

Sie tanzt mit ihrem vergessenen Lächeln — und diese unverhüllte Freude, wieder dabei zu sein, diese Menschlichkeit in einer Kette von Organismen aus Fleisch und Blut verrät mir die Geschichte des kleinen Girls einer großen Revue.

—⊙—

Alfred Brunners mißlungene Rache

Skizze von Andrei v. Kun-Berlin.

Als sich der Großindustrielle Alfred Brunner sehr unwillig zu dem Wohltätigkeitsfest seiner Angestellten begab, ließ er sich nicht träumen, daß der Abend entscheidend für sein weiteres Leben werden sollte. Er ging ja lediglich aus Pflichtgefühl zu der Veranstaltung, deren Reinertrag die Unterstützungskasse seiner Beamten und Arbeiter um einige Hunderte stärken sollte. Und ihn selbst, den Brotherrn, um mehrere Hundertmarkscheine erleichtern. Das war der Zweck der Uebung, das wußte Brunner nur zu gut. Sonst hätten ihn die Leute gar nicht eingeladen. Er war wegen seiner verschlossenen brummigen Natur ziemlich unbeliebt und nahm an tänzerischen Belustigungen sonst grundsätzlich nicht teil.

Diesmal mußte es aber sein. Mit einem tiefen Seufzer nahm „Brunner, der Brummer" wie ihn die jüngeren Angestellten hinter seinem Rücken zu nennen pflegten, Mantel und Hut, ließ sich nach dem Kasino fahren, um dort von den Herren und Damen des Festausschusses mit großem Hallo empfangen zu werden. Ganz respektlos umringten die lustigen kleinen Stenotypistinnen ihren hohen Chef und boten ihm so aufdringlich Tombola-Lose zum Kauf an, daß ihm weiter nichts übrig blieb, als immer wieder in die Tasche zu greifen. Er tat es süßsauer lächelnd, ein, zwei und zehn Mal. Dann wurde es ihm zu bunt. Und als nun die kleine Blondine ihr Glück bei ihm versuchte, schrie Brunner sie barsch an: „Ich habe kein Geld mehr. Lassen Sie mich zufrieden mit diesem verflixten Budsinn!" Die also Abgefertigte war sprachlos, warf einen unbeschreiblichen Blick auf den Rohling und brach in Schluchzen aus. Worauf ihre Mutter hinzu sprang und Brunner — Chef her, Chef hin — ganz gehörig die Meinung sagte. Das berührte den Industriellen aus begreiflichen Gründen reichlich unangenehm. Auch sonst bedauerte er den Vorfall von ganzem Herzen, und er nahm sich vor, seine Grobheit wieder gut zu machen. Den ganzen Abend wartete er auf eine passende Gelegenheit und konnte die weinende kleine Blondine nicht vergessen. Endlich fand er Margot — so hieß das kleine Mädchen — allein in einer stillen Ecke wieder, Brunner entschuldigte sich liebenswürdig, kaufte ihr sämtliche Lose ab und lud sie zu einem Glase Sekt ein. Margot nahm an, sie war nicht nachtragend und plauderte so anregend, daß auch Brunner, der Brummer, auflebte. Man unterhielt sich ganz famos. Dem Manne wurde es warm ums Herz, und bald küßte er, nichts Böses ahnend, Margots roten Mund: „Sie sind wirklich ein Prachtkerl, mein Kleines!" In diesem Augenblick ertönte neben dem Pärchen eine kriegerische Stimme: „Sieh mal einer an, der unfreundliche Herr Brunner! Er kann auf einmal so freundlich tun!" Leichenblaß sprang der also Angeredet von seinem Sitze auf und wollte die mißverstandene Situation erklären. Desgleichen Margot. Die Inhaberin der kriegerischen Stimme, die energische Frau Mama, wollte sich aber nichts erklären lassen und schien nur einigermaßen beruhigt, als ihr Brunner versprach, die „Angelegenheit" am nächsten Tage allgemein zufriedenstellend zu erledigen.

Was blieb da dem Großindustriellen anderes übrig, als zur mittäglichen Stunde der Witwe Krause und ihrer Tochter Margot seine Aufwartung zu machen! Richtiger gesagt der Witwe Krause allein, denn die Tochter arbeitete zur gleichen Zeit in einem der Brunnerschen Betriebe im Büro. Die alte Dame zeigte sich auch am Tage ebenso unversöhnlich wie vergangene Nacht und drohte mit einem öffentlichen Skandal. Sie wollte nicht ohne weiteres an die Harmlosigkeit Brunners glauben und betonte so oft, daß ihr heißgeliebtes Kind einzig und allein von ihrem Bräutigam getröstet werden dürfe, bis Brunner die Anspielung endlich verstand. Aus Angst, als „Sittlichkeitsverbrecher" hingestellt zu werden, hielt er also kurz entschlossen um die Hand der um gut zwanzig Jahre jüngeren Margot an. Nun wurde die energische Witwe Krause plötzlich die Liebenswürdigkeit selbst und machte Miene ihrem so heimtückisch erworbenen Schwiegersohn um den Hals zu fallen. Was sich aber Brunner nunmehr ebenfalls energisch verbat. Die blonde Margot wollte er schon in seiner Zwangslage mit in den Kauf nehmen, aber — ohne Schwiegermutter. Es wurde also vertraglich vereinbart, daß diese die Tochter nur monatlich zweimal und auch da nur im Beisein Brunners besuchen dürfe. Frau Krause war als aufopfernde Mutter auch damit einverstanden.

Margot Krause wurde Frau Brunner, und der Brummer hatte allen Grund, mit der ihm aufgebrummten Frau zufrieden zu sein. Sie war schön, jung, lebenslustig, eine gute Hausfrau und ein treuer Kamerad. Frau Krause hielt die Vereinbarung genau ein, störte das Glück der beiden nie, und so hätte im Hause des Großindustriellen steter Sonnenschein herrschen können, wenn der Hausherr nicht in seinen schlechten Stunden vom bedrückenden Gefühl gepeinigt worden wäre, einem gemeinsamen Manöver von Mutter und Tochter zum Opfer gefallen zu sein . . .

So vergingen drei Jahre, Brunner beruhigte sich allmählich und freute sich nicht wenig, daß ihm der Zufall eine so liebevolle und brave Frau geschenkt hatte. Da wurde er eines Tages krank; es handelte sich um einen lange vernachlässigten Magenkrebs. Die Bemühungen der Aerzte und die aufopfernde Pflege Margots blieben erfolglos; nach kurzem Leiden hörte Brunner für immer zu brummen auf. Zum nicht geringen Aerger seiner zahlreichen Verwandtschaft vermachte er sein ganzes Vermögen Margot. Unter der Bedingung, daß ihre Mutter keinerlei Vorteile aus dem Reichtum der jungen Witwe ziehen dürfe (der energischen alten Dame hat Brunner nie verziehen) und daß die Dreiundzwanzigjährige zeitlebens den Witwenschleier tragen müsse. Zum Testamentsvollstrecker ernannte Brunner seinen einzigen Bruder Karl. Der sollte mit Argusaugen auf seine Schwägerin aufpassen. Und das tat er auch gern, denn in dem Augenblick, wo sich Margot der Erbschaft unwürdig zeigen sollte, wäre laut Testament das ganze Riesenvermögen ihm in den Schoß gefallen.

Karl behütete also die junge Witwe und überwachte alle ihre Schritte. Aber Margot führte ein sehr zurückgezogenes nach jeder Richtung hin unantastbares Leben. Dagegen begann Karl die ihm auferlegte Pflicht allmählich nicht mehr so lästig zu empfinden wie in der ersten Zeit. Im Gegenteil: die tägliche Plauderstunde mit der Schwägerin wurde ihm zu einer gar lieben Gepflogenheit, ohne die er sich den Tag nicht mehr gut vorstellen konnte. Er gewöhnte sich an Margot. Und noch mehr als das: er verliebte sich bis über beide Ohren in die junge Witwe. Allerdings ohne es so recht zu wissen. Auch Margot hatte vorerst keine Ahnung von den Gefühlen des gestrengen Behüters. Die Witwe Krause war wieder einmal diejenige, welche die Entwicklung der Dinge mit dem richtigen Instinkt beobachtete. Und sich selbstverständlich beeilte, abermals die nicht immer dankbare Rolle der „Spinne" zu übernehmen. Mitsolchem Erfolg, daß Karl bald nach Ablauf des Trauerjahres um die Hand von Margot bat. Die schlaue Witwe Krause wollte nichts davon wissen: „Bedenken Sie doch, lieber Herr Brunner, daß meine Tochter im Augenblick ihrer Wiederverehelichung ihres ansehnlichen Vermögens verlustig würde. Solch ein Opfer können Sie von der Bedauernswerten nicht gut verlangen!"

Das konnte Karl wirklich nicht verlangen. Da ließ er lieber (nach der Hochzeit nämlich) das nunmehr in seinen Besitz übergegangene Brunnersche Vermögen auf den Namen seiner Frau schreiben. Mit dieser Lösung waren dann sämtliche Beteiligten einverstanden. Selbst die Witwe Krause, die ihre Tochter nunmehr wieder täglich besuchen durfte. Sogar in Abwesenheit des neuen Schwiegersohnes . . .

—⊙—

Die Rasierklinge

Humoreske von Jo Hanns Rösler.

Eberhard Eberhard sagte eines Tages zu seiner Frau: „Ich brauche schon wieder eine neue Rasierklinge."

„Schön," antwortete die Frau, „was zahlst Du immer dafür?"

„Zwanzig Pfennige."

„Du wirst diesmal nur zehn Pfennige zahlen."

„Es gibt keine Rasierklingen zu zehn Pfennigen."

„Nicht? Gruße mal an! Es gibt schon Rasierklingen zu zehn Pfennigen. Morgen. Im ReKeWa. Zum Ausverkauf. Ich denke, Du hast die Zeitung gelesen? Was liest Du denn da immer? Das Wichtigste übersiehst Du: Großer Posten Rasierklingen, Markenware, so lange Vorrat reicht, Stück zehn Pfennige."

„Also schön. Dann besorge mir ein Stück."

„Gern," wurde jetzt Frau Eberhard anschmiegend, „und dann sind dort noch so viele billige Sachen, Männel. Weißt Du, Du könntest schon einmal — ich brauche so notwendig ein schwarzes Kleid — und die weiße Bluse ist auch nicht mehr gut — und Schuhe gibt es dort, direkt geschenkt."

„Aber wir wollten doch sparen, Frau."

„Das ist ja gerade sparen. Kaufen, wo es billig ist, heißt sparen. Darum scheue ich auch nicht den weiten Weg für Deine Rasierklingen. Frisch gespart ist halb verdient."

„Wieviel brauchst Du denn?"

„Je mehr Du mir gibst, desto besser für Dich. Denn was ich jetzt kaufe, braucht Du später nicht teuer zu kaufen. Jede Mark, die Du mir heute gibst, erspart Dir zwei Mark in den späteren Monaten."

Eberhard Eberhard machte noch einen zaghaften Versuch zu entkommen. Aber er mißlang. Da gab er seiner Frau hundert Mark und sagte: „Da ist aber das Wirtschaftsgeld für die nächste Woche dabei, Frau."

„Selbstverständlich", antwortete sie.

Dann wurde nicht mehr davon gesprochen.

Am nächsten Morgen ging Frau Eberhard einkaufen.

In den Ausverkauf des ReKeWa.

Punkt neun Uhr verließ sie das Haus. Sie blieb eine Stunde. Sie blieb zwei Stunden. Sie blieb drei Stunden.

Zum Mittagessen kam Eberhard Eberhard nach Hause. Aber Frau Eberhard war immer noch nicht da. Da ging er in ein Restaurant.

Als er am Abend heimkam, wem begegnete er vor der Haustür?

Wer kam ebenfalls gerade heim? Frau Eberhard!

Frau Eberhard trug kein Paket. Kein einziges Paket. Auch nicht das allerkleinste.

Wer hätte das von Frau Eberhard gedacht? Eberhard Eberhard am allerwenigsten. „Was?" staunte er. „Keine Pakete? Du hast sie Dir wohl schicken lassen?"

„Nein," antwortete Frau Eberhard. Aber es klang etwas kleinlaut.

Dann stiegen die beiden hinauf in ihre Wohnung. —

„Na, wie war es denn?" fragte Eberhard Eberhard.

„Ach, Mann", brach da plötzlich Frau Eberhard in Tränen aus, „ich bin ja sooo unglücklich!"

„Unglücklich?"

„Denke Dir nur", schluchzte sie, „also ich bin heute früh um Neun von daheim fort gegangen. Nun liegt das ReKeWa doch sehr weit. Um zurecht zu kommen — Du weißt doch, ich wollte Dir die billige Rasierklinge kaufen —, nahm ich ein Auto."

„Ein Auto?"

„Ja. Das kam vier Mark. Das hätten wir ja beim Einkauf wieder gespart. Also ich komme hin. Eine Unmenge von Menschen. Ich wurde geschoben und getreten. Wie die Wilden waren die Weiber. Plötzlich fühlte ich mich von hinten festgehalten. Ich drehe mich um. Da sehe ich, wie mein neuer Sommermantel sich an einem Schirmständer festgeklemmt hatte. Ich will zurück, mich losmachen. Aber die Menschen waren ja wie toll. Sie schieben und schieben, auf einmal reißt mein Mantel von oben bis unten entzwei."

„Dein neuer Mantel?" verspürt Eberhard ein Schlucken in der Kehle.

„Ach, das ist noch nicht alles. Also ich kaufe dann die Rasierklinge für zehn Pfennige und erspare Dir somit die Hälfte, gehe weiter, kaufe da ein Deckchen und dort ein Sofakissen, ein Bügeleisen mit Patentausschalter, ein paar Reste —"

„Reste? Zu was denn?"

„Das weiß ich noch nicht. Aber Reste kann man immer brauchen."

„Ich dachte, Du wolltest Dir ein schwarzes Kleid kaufen?"

„Das wollte ich ja auch. Ein Kleid habe ich dann gesehen, zwar nicht schwarz, sondern hochrot, reine Seide, nur dreißig Mark. Ich lasse mir den Zettel geben, will an die Kasse, um zu zahlen, da entdecke ich plötzlich, daß meine Handtasche offen und das Geld verschwunden ist."

„Was? Die ganzen hundert Mark?"

„Wenn es nur die hundert gewesen wären! Aber ich hatte mir noch weitere ersparte hundert Mark mitgenommen. Für alle Fälle."

„Also zweihundert Mark hast Du Dir stehlen lassen, Frau?"

„Erlaube mal, wieso zweihundert?" empört sich da Frau Eberhard gegen den ungerechten Vorwurf. „Da waren doch die vier Mark für das Auto schon abgegangen, die zehn Pfennige für Deine Rasierklinge und zwanzig Mark für die Reste. Was blieb mir also übrig, als heim zu gehen. Ich holte mein Paket. Da entdecke ich noch, zwanzig Pfennige und konnte wenigstens mit der Straßenbahn heim fahren."

Eberhard Eberhard sagte eine Weile nichts. Dann fragte er:

„Wo hast Du denn das Paket?"

„Welches Paket?"

„Die Sachen, die Du dort eingekauft hast."

„Um Himmelswillen," springt die Frau entsetzt auf, „das habe ich in der Straßenbahn liegen lassen."

Jetzt aber wird es Eberhard Eberhard zu dumm. „Dich schicke ich noch einmal einkaufen," sagte er verzweifelt, „eine Rasierklinge willst Du kaufen, Sofakissen kauft Du, den guten Mantel zerreißt Du, das Geld wird Dir gestohlen, das Paket läßt Du liegen, ich muß im Restaurant essen. Das nächste Mal kaufe ich mir meine Rasierklinge allein."

Da kann die Frau es sich nicht verkneifen zu sagen: „Für zwanzig Pfennige?"

„Ja. Auch für fünfzig Pfennige!" schreit der Mann wütend.

Jetzt aber hat die Frau wieder Oberwasser: „So? Für fünfzig Pfennige! Du scheinst viel